

**Heinz Galling
mit Horst Hennings**

**Rute raus, der Spaß beginnt
Warum Angeln die schönste Nebensache der Welt ist**

Vorwort

Worin liegt für Millionen die Faszination eines Hobbys, das auf den ersten Blick langweilig und eintönig erscheinen mag? Sind es die Urinstinkte des Menschen, die tief im menschlichen Wesen verankerten Jagdtriebe, die schon in der Steinzeit das Überleben sicherten? Ich meine: Angeln ist viel mehr!

Angeln ist wie das wahre Leben. Eine Mischung aus Frust und Freude, Spannung und Entspannung, unglaublichen Glücksmomenten und herben Enttäuschungen. Die Faszination des Unbekannten. Nie weiß man, was in der nächsten Sekunde passiert.

Die einen suchen beim Angeln den „Kick“, wenn ein kapitaler Fisch am Haken hängt, andere wollen einfach nur dasitzen und abschalten. Raus ans Wasser, auf andere Gedanken kommen, weil zu Hause mal wieder dicke Luft ist oder sie sonst Stress haben.

Die Motivationen, zum Angeln zu gehen, sind vielfältig. Am Ende geht es um eine Sache: einen Fisch zu fangen!

Aber wie? Und wo?

Howard Hawks, der geniale amerikanische Regisseur, fand mit der Komödie „Ein Goldfisch an der Leine“ 1964 die richtige Mischung, um das Thema Angeln hollywoodtauglich zu machen – ein bisschen Slapstick, ein bisschen Angeln und eine kleine Romanze. Rock Hudson agiert als tollpatschiger Angler Roger Willoughby, der die größten Fische fängt, obwohl er kein Experte ist, oder wenn, dann nur in der Theorie.

Eine Tatsache, die gestandene Petri-Jünger immer wieder zur Verzweiflung bringt. Wie oft sitzt man stundenlang am Wasser, ohne dass sich etwas tut. Und dann kommt einer, stellt sich daneben, macht den ersten Wurf und fängt sofort was. Unglaublich! Man möchte wie das HB-Männchen in die Luft gehen!

Aber beim Angeln läuft eben nicht immer alles nach Plan.

Genau zu der Zeit, als Rock Hudson in Wathose im Wakapuchisee seine ersten Angelversuche machte, saß ich auf dem Rasen meiner Großeltern, einen Angelstock in der Hand und die riesigen abgeschnittenen Gummistiefel von Opa Richard an den Füßen. „Unser Angler Heinz“ hat meine Mutter Ingeborg auf die Rückseite des Fotos geschrieben. Sie ahnte ja nicht, wie recht sie behalten sollte.

Prolog

Bei der ersten Sendung dachte niemand beim NDR Fernsehen an eine Angelserie. Obwohl, niemand ist nicht ganz richtig. Insgeheim liebäugelte ich schon damit. Mit der *Sea Hunter* stachen wir vom Hafen Glowé aus in See. Ein schnittiges offenes Holzboot, das nach Venedig und Canale Grande aussah. Andreas, meinem Kollegen, standen aber schon beim Einsteigen die Schweißperlen auf der Stirn. Später erfuhr ich, dass dieses Boot in Anglerkreisen die „Todesplanke“ genannt wurde.

Wir wollten das Trolling vorstellen, eine besondere Angelmethode. Hierbei werden die Köder, meist 10 bis 15 cm große Blinker, bei langsamer Fahrt in unterschiedlichen Tiefen hinter und neben dem Boot hergezogen. Zielfisch: Lachs. Zu DDR Zeiten war es den Anglern verboten, raus auf die Ostsee zu fahren. Fluchtgefahr! Es dauerte, bis die ersten Schleppangler hier auf Lachs gingen. Erst 2006 war die erste offizielle Lachssaison auf Rügen. Danach kam es zu einem regelrechten Massenansturm.

Ende März. Die Luft ist klar, leichter Wind, die Sonne schickt die ersten warmen Strahlen zu uns an Bord. Bestes Trolling Wetter. Wir tuckern langsam vom Seehafen in Glowé auf Rügen durch die Tromper Wiek Richtung Kap Arkona. Nach etwa eineinhalb Stunden erreichen wir die Fanggründe etwa drei Seemeilen westlich von Arkona. Wassertiefe 40 Meter. Da zwei Mann an Bord sind, die einen Angelschein haben, dürfen wir insgesamt sechs Angeln auslegen.

Bei geführten Trolling-Touren werden die Angeln gestellt. An Bord wird dann ausgelost, welcher der Gäste bei einem Biss die erste, zweite und dritte Rute bedienen darf. Hat man Glück, drillt man einen Riesenlachs an Bord. Es kann aber auch kommen und nur ein kleiner Dorsch hängt am Haken. Dann muss man warten, bis man wieder an der Reihe ist.

Die Lachse vor Rügen kommen aus schwedischen und polnischen Lachsflüssen und ziehen den großen Heringschwärmen hinterher. Neben Brieslingen, einer Sprottenart, sind Heringe ihre Hauptnahrung.

Nach etwa einer Stunde, wir können in weiter Ferne noch schemenhaft die steilen Kreidefelsen von Rügen erkennen, zieht plötzlich Seenebel auf. Sichtweite keine fünfzig Meter, und wir steuern direkt auf eine viel befahrene Schifffahrtsstraße zu. Unheimlich. Ich muss an eine Szene aus dem TV-Mehrteiler *Der Seewolf* mit Raimund Harmsdorf denken und wähne mich bereits auf dem Grunde der Ostsee. Dann kommt leichter Wind auf. Genauso plötzlich, wie er gekommen ist, verschwindet der Nebel wieder. Jetzt kann es losgehen.

Ich helfe unserem Guide Jörg die Angeln auszulegen. Zunächst befestigen wir die Schnur von zwei Ruten mit einem Clip an einen Downrigger, einer Art Minikran, der am Boot befestigt ist und an dem über ein Drahtseil ein Bleigewicht, etwa so

groß wie eine Zucchini, zu Wasser gelassen wird. An diesem Seil wiederum machen wir mit einem weiteren Clip die Angelschnur fest, sodass wir den Köder in verschiedenen Tiefen hinter dem Boot herziehen können.

Die anderen Angeln ziehen wir mit Planerboards parallel zum Boot. Ein Planerboard sieht aus wie ein kleines Modellschiff, dessen Kiel so angebracht ist, dass das Schiffchen entweder nach Steuerbord oder nach Backbord driftet.

Kaum haben wir die Angeln ausgelegt, macht es Surrrrrr. Der gleiche Ton, den Jörg auch als Klingelton für sein Handy hat. Nur diesmal bedeutet das: Fischalarm! Ich greife die Rute und spüre eine leichte Gegenwehr. Bei den Multirollen wird beim Kurbeln die Kraft des Fisches ja direkt auf die Rolle übertragen und nicht wie bei den Stationärrollen über einen Umlenkbügel.

Nach kurzer Zeit zeigt sich ein silbriger Fisch an der Wasseroberfläche. Jörg greift zum Kescher, und schwupps ist der erste Lachs gelandet. Leider etwas untermaßig. Das erkennen erfahrene Angler sofort. Ein Lachs muss mindestens 60 cm haben, dann darf man ihn mitnehmen. Wir lösen den Fisch vorsichtig vom Haken und lassen ihn mit angefeuchteten Händen wieder in sein Element zurück. Alles nach Vorschrift.

Die nächsten Stunden tut sich – gar nichts. Dann plötzlich, Andreas hat gerade eine zweite Käsestulle ausgepackt, schreckt Jörg hoch: „Das ist einer!“ Die Bremse der Multirolle ist so eingestellt, dass ein großer Fisch zwar gebremst wird, aber immer noch Schnur nehmen kann. Und das ergab dann das Geräusch, das Schleppangler so lieben: Surrrrrrrrr.

Blitzschnell greife ich mir die Rute und spüre sofort: Das muss ein großer Fisch sein, der hier verbissen um sein Leben kämpft. Ein Lachs? „Schön ruhig und gleichmäßig ziehen, dann kommt er auf keine dummen Gedanken.“

Jörg weiß wovon er redet. Hunderte Lachse hat er mit seiner Kundschaft schon erfolgreich an Bord gelotst. Manchmal dauert der Drill nur zehn Minuten.

Manchmal aber auch wesentlich länger ...

Stand-Up-Drill nennet man die Position beim Hochseeangeln, bei der der Angler stehend an Deck mit dem Fisch kämpft. Die Rute hält man in der rechten Hand, durch Heben und Senken und gleichzeitigem Kurbeln mit der linken Hand versucht man, den Fisch immer näher an das Boot heran zubekommen. Gekurbelt wird immer in der Abwärtsbewegung. Es gibt aber auch Phasen, in denen man das Gefühl hat, dass der Fisch wie festgenagelt am Grund hängt. Ruckartiges reißen bringt dann gar nichts. „Du darfst nicht an dem Fisch racken, dann poltert er und die Gefahr besteht, dass er abreißt!“ Es ist ein Gefühl, als würde man die ganze Zeit eine volle Getränkebox vor sich hertragen. „Kurz vor der Landung die Rute schön runter halten!“ Doch die Landung kann dauern. Ein Blick auf die Multirolle zeigt mir, dass die Schnur fast vollständig eingeholt ist. Jetzt muss er sich doch endlich mal zeigen! Dann plötzlich surrt die Schnur wieder von der Rolle. In wenigen Sekunden hat der Lachs erneut fast einhundert Meter abgezogen. „Lass ihn laufen. Ganz leicht den Daumen auf die Schnur legen, der muss sich erst mal

wieder beruhigen.“ Wir sind uns jetzt sicher, dass ein großes Exemplar der Gattung *Salmo salar*, so heißt der Atlantische Lachs mit lateinischem Namen, am Haken hängt.

Es dauerte knapp eine Stunde, bis sich der Lachs zum ersten Mal etwa zehn Meter hinter dem Heck zeigte. Sein dunkler Rücken und die mächtige Schwanzflosse durchbrachen kurz die Wasseroberfläche. Ich war so fasziniert, dass ich für einen Augenblick ganz das Kurbeln vergaß. „Schnur aufnehmen und Rute runter!“, schrie Jörg und schob den großen Bootskescher unter den Fisch, um ihn an Bord zu heben. Wahnsinn! Da lag er vor mir auf den Bootsplanken, mein erster Lachs, zehn Kilo schwer und fast einen Meter lang. Ich zitterte am ganzen Körper.

Mein Kollege Andreas machte schnell ein Foto, und Jörg rief: „Nach vorne halten, dann sieht er größer aus!“ Er kennt die Tricks, wie Fische auf dem Foto optimal präsentiert werden. Ich halte den prächtigen silbernen Kämpfer im Arm und spüre sein Gewicht. Ein irres Gefühl. Deshalb geht man angeln.

Kapitel 1

Mit Weidenrute und Sektkorken

Sieht man mal von den ständigen Mandelentzündungen ab, hatte ich eine wunderbare Kindheit. Aufgewachsen bin ich in einer kleinen Siedlung am Stadtrand von Lübeck. Kaum einen Kilometer weiter östlich begann die „Ostzone“, wie die DDR in dieser Zeit im Westen genannt wurde.

Einmal in der Woche kam der Milchmann, Briketts gab es einmal im Monat. Und wenn der Fahrer vom Kohlenauto gut drauf war, durfte ich mit ihm eine Runde durch die Siedlung fahren. Das war schon etwas Besonderes, denn ein Auto war in dieser Zeit ein Luxusgegenstand.

Mein Opa Richard war eigentlich immer da. Bastelte im Schuppen, fütterte die Kaninchen oder wühlte im Garten. Der war riesig. So groß wie ein halbes Fußballfeld. Mit Stangenbohnen, einem großen Misthaufen, Plumpsklo, Kartoffeln, Gemüsebeeten und einem knorrigen Pflaumenbaum. Ganz am Ende war eine kleine Holzpforte und dahinter die Kuhkoppel. Hier habe ich stundenlang gewartet, bis Opa von seinen Angelausflügen an der Wakenitz zurückkam.

Die Wakenitz ist ein etwa 14 Kilometer Fluss, der vom Nordzipfel des Ratzeburger Sees bis vor die Tore der Stadt fließt und dann über den Düker durch ein Rohrsystem unter dem Elbe-Lübeck-Kanal durch in den Krähenteich und in die Lübecker Innenstadt. Was viele nicht wissen: Ursprünglich mündete die Wakenitz in die Obertrave. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts begann man, den Fluss zu stauen, um in Kriegszeiten Wassermühlen innerhalb des Stadtgebietes betreiben zu können.

Opas Lieblingsfisch war Hecht. Wenn er einen gefangen hatte – und das passierte häufig – sah man ihm das schon von weitem an. Freudestrahlend kam er über die Wiese gelaufen, im Mundwinkel eine „Weiße Eule“.

Der Raubfisch mit seinen 700 messerscharfen Zähnen wurde Oma Lisbeth übergeben, die umgehend den Speiseplan änderte. Zwei Stunden später standen Stampfkartoffeln und Hecht mit Speckstippe in Butter gebraten auf dem Küchentisch. „Gute Butter“ – wie meine Oma stets betonte.

Montags gab es „Bonanzasuppe“. Ich glaube, Oma tat alles in einen Topf, was vom Wochenende übrigblieben war, Bohnen, Kartoffeln, Speck, Möhren, Erbsen, Sellerie. Und manchmal war auch noch ein bisschen Hecht dabei.

Es war so Mitte der 1960er-Jahre, als ich mich mit meinen Freunden aus der Siedlung loszog, um selbst einen Fisch zu fangen. Treffpunkt war ein Weltkriegsbunker am Ende der Siedlung, unser Lieblingsspielplatz. Von dort waren es noch ein paar hundert Meter und dann standen wir an einem kleinen Wiesenbach. Und tatsächlich fingen wir auch was. Ohne Angel. Nur mit der Hand. Aber der Fisch, den wir für einen Aal hielten, stellte sich hinterher als

Blindschleiche heraus. Auweia!

Opa war sauer. „Du bist wohl unklug!“ Das sagte er immer, wenn ich etwas ausgefressen oder Mist gebaut hatte.

Fische und die geheimnisvolle Welt unter Wasser haben mich schon immer fasziniert. Von den Abenteuern des Fernsehtauchers Jaques Costeau, der mit seiner *Calypso* auf den Weltmeeren unterwegs war, durfte ich keine Folge verpassen. Zum Fernsehpflichtprogramm gehörte auch *Flipper*. Porter Ricks und seine Söhne Sandy und Bud – das waren meine Helden. Die Küste Floridas und der schlaue Delfin waren wie eine Droge. Schon bei der Erkennungsmelodie bekam ich eine Gänsehaut: „Man ruft nur Flipper, Flipper, bald wird er kommen, jeder kennt ihn – den klugen Delfin ...“

Vielleicht lag es auch daran, dass ich als kleiner Junge häufig Probleme mit den Mandeln hatte. Im Wartezimmer unseres HNO-Arztes stand ein großes Aquarium mit afrikanischen Buntbarsche und Prachtschmerlen aus Südostasien. Ich klebte mit der Nase an der Scheibe, bis der große dünne Mann im weißen Kittel und dem silbernen Blechauge mich in den Behandlungsraum holte.

Als kleiner Butscher bin ich mit meinem Opa häufig losgezogen, um Butterstecker und frisches Gras für die Karnickel zu holen. Die beste Stelle dafür war neben einem kleinen Wiesenbach. Da fingen wir dann auch noch ein paar Stichlinge mit dem Eimer. Ein perfekter Fisch fürs Aquarium, dachte ich. Ein bisschen Kies in eins von Omas Weckgläsern, eine kleine Muschel dazu, ein paar Bachflohkrebse und eine Wasserpflanze – fertig war mein erstes Aquarium. Fassungsvermögen etwa drei Liter.

Begeistert beobachtete ich die Fische, wie sie ihre Runden drehten. Am nächsten Morgen waren alle Stichlinge tot, erstickt. Unter Tränen begrub ich die armen Stichlinge im Garten unter dem Pflaumenbaum.

Wenn ich heute mit meinen Kindern am Schweriner See auf dem Steg neben dem Bootshaus stehe, muss ich oft an meine eigene Kindheit zurückdenken. Ich versuche, an sie weiterzugeben, was mich selbst so geprägt hat: die Liebe zur Natur und meine Faszination fürs Angeln.

Liebe auf den ersten Biss

1966, England war gerade Weltmeister geworden, obwohl der Ball gar nicht drin war, war ein herrlicher Sommer. Aus einem Weidenstock hatte ich mir eine Angel gebaut, doppelt so lang wie ich. Eine Angelschnur hatte ich an der Wakenitz gefunden, die Pose aus einem kleinen Sektkorken selbst gebastelt. Das Wickelblei fand ich bei Poggensees, unseren Nachbarn, die gerade ihre Dachrinne erneuerten. Da blieb reichlich Blei für mich übrig. Den Angelhaken gab mir Opa als Belohnung für das Unkrautjäten in seinem Gemüsebeet.

So zog ich dann wieder mal los mit meinen Kumpels aus der Siedlung. Über die

Kuhkoppel, am Bach entlang, über einen schmalen Trampelpfad durch den Brook, vorbei an einer knorrigen alten Eiche, am Kartoffelfeld ein beherzter Sprung über einen anderen kleinen Bach, schließlich noch ein kleiner Weg durch den Sumpf, und dann waren wir da: An der Rotaugenstelle.

Jeder Angelplatz meines Opas hatte einen besonderen Namen: Kannengießers Stelle, Mückenbusch, Toter Arm, Poggensee-Platz, Aalbuch oder eben Rotaugenstelle.

Die Wasserfläche war spiegelglatt wie ein Ententeich. Keine Ringe, die einen fressenden Fisch verrieten. Oma hatte mir eine Scheibe Feinbrot mitgegeben. Die Rinde schnell abgeknabbert, das Brot kurz ins Wasser gestippt, zu einem festen Teig geknetet und zwischen Daumen und Zeigefinger eine kleine, etwa erbsengroße Kugel geformt – wie mein Opa mir das beigebracht hatte. Die Teigkugel durfte nicht zu feucht und nicht zu trocken sein. Gerade so, dass er sich auf der Hakenspitze hält. Rute in die rechte Hand, die Schnur etwas oberhalb des Hakens gegriffen und Schwung geholt. Die Pose landete genau neben einem Weidenbusch, dessen Zweige bis weit ins Wasser hineinragten. Ein gutes Versteck für Fische.

Ich ließ den kleinen Korkproppen nicht aus den Augen. „Tucke“ sagten wir dazu. So sagt man im Lübecker Raum noch heute, wenn Pose, Schwimmer oder Flott gemeint sind.

Es dauerte nur wenige Minuten, dann begann der Korken auch schon zu tänzeln. Jetzt nur nicht ablenken lassen! Die kleine Sektkorkenpose verschwand unter der Wasseroberfläche, ich spürte einen pulsierenden Widerstand. Und da war es, das Gefühl, dass jeder echte Angler kennt, wenn Adrenalin ins Blut schießt. Ich setzte den Anhieb: Liebe auf den ersten Biss! Einen Augenblick später segelte ein etwa zwanzig Zentimeter großes Rotauge in hohem Bogen direkt neben mir ins knöchelhohe Gras neben die Sumpfdotterblumen. Mein erster mit der Angel gefangener Fisch! Ich war stolz wie Bolle.

Ende der Schonzeit

Solange ich denken kann, gibt es am 1. Mai nur ein Thema: Hecht! An diesem Tag des Jahres endet die Schonzeit.

Opa besaß vier Angelruten: Eine Stipprute aus Bambus für Köderfische, eine Makrelenangel, eine Aalrute mit einer uralten Nottingham-Holzrolle und eine Hechrute. Diese Angel hat mich immer am meisten fasziniert. So eine wollte ich später auch mal haben! Sie kam am 1. Mai zum Einsatz.

Es war eine Rute aus Glasfaser mit Stationärrolle, die immer etwas quitschte, ausgerüstet mit 40er-Angelsehne, einer roten Hechtpose aus Kork, so groß wie ein Frühstücksei, darunter eine Bleikugel, dann ein Tönnchenwirbel mit Karabiner und darunter ein Stahlvorfach mit Drilling.

Ganz wichtig beim Hechtangeln: Immer den Bügel der Angelrolle aufgeklappt lassen, damit der Hecht, wenn er ruckartig die Schnur von der Rolle zieht, keinen

Widerstand spürt. Das habe ich schon als kleiner Junge von Opa Richard gelernt. Immer, wenn wir uns durch den sumpfigen Erlenbruchwald an unseren Angelplatz heranpirschten, war die bange Frage: Ist schon ein anderer Angler da? Gerade am 1. Mai sind die besten Plätze schon früh besetzt.

Diesmal hatten wir Glück: Nur eine leere Schachtel *Juno* und zwei in den Sumpfboden gesteckte Astgabeln erinnerten daran, dass Kannengießer erst kürzlich hier seine Ruten in Position gebracht hatte.

Fast jeder Angler nimmt immer seine eigenen, selbst geschnitzten Astgabeln als Rutenhalter. Die meisten verstecken die Stöcke ganz in der Nähe vom Angelplatz, um sie nicht jedes Mal mitschleppen zu müssen. Ich mache das auch so. Wenn man lange nicht da war, kann es passieren, dass der Weidenstock schon wieder Wurzeln geschlagen hat.

Opas Hechtangel hatte schon einige Belastungstests hinter sich. In den 1950er-Jahren ist er im Ratzeburger See sogar mit ihr baden gegangen, um einen 15-Pfänder ans Ufer zu drillen. Für einen großen Fisch wird fast alles riskiert.

Inzwischen hatte ich schon den ersten Rotaugen verhaftet. Der wartete im mit frischem Wasser gefüllten Marmeladeneimer auf sein weiteres Schicksal. Die gute Schwartauer Marmelade gab es damals in fünf Liter Bleheimern, der ideale Köderfischeimer. Nach einer halben Stunde hatten wir genug kleine Rotaugen.

Opa warf mit elegantem Schwung die Hechtangel aus: Platsch! Langsam bewegte sich die Pose. „Der läuft gut“ – mein Opa war zufrieden. So ein kleines Rotauge ist natürlich nicht kräftig genug, um die dicke Korkpose unter Wasser zu ziehen. Das schafft nur der Hecht. Wir angelten immer so. Erst später, als mein Opa schon lange tot war, wurde das Fischereigesetz geändert. Seit Ende der 1980er-Jahre ist es verboten, mit lebendem Köderfisch zu angeln. In den USA ist „live bait“ – lebender Köderfisch – bis heute erlaubt, es gibt sogar „Bait & Tackle Shops“, in denen man lebende Köder kaufen kann.

Mittlerweile war es 8:00 Uhr. Zwei Stunden waren wir nun schon am Wasser. Die Sonne schien uns ins Gesicht, in der Ferne hörten wir einen Kuckuck rufen und in der Flussmitte ging gerade ein Haubentaucher auf Tauchstation. Opa hatte sich gerade die zweite Weiße Eule angesteckt, als er mich mit dem Ellenbogen anstupste: „Heinzi, die Tucke ist weg!“ Im gleichen Moment sprang die Schnur von der Rolle. Zum Glück war der Bügel aufgeklappt. Der Fisch nahm Schnur. Für Opa war klar: es konnte nur ein Hecht sein. Knapp unter der Wasseroberfläche sahen wir die rote Korkposen zügig davonziehen. „Ich gebe ihm noch ein paar Sekunden.“

Jetzt kam der allesentscheidende Moment. Vorsichtig griff Opa die Rute, klappte den Bügel um, immer den Blick aufs Wasser gerichtet. Ein paar vorsichtige Umdrehungen und dann: Anhieb! An der Biegung der Rute erkannten wir: das war kein kleiner Hecht! Nach ein paar Fluchten zeigte er sich kurz vor der Schilfkante an der Wasseroberfläche. Der sitzt! Langsam und immer die Rute auf Spannung halten, dirigierte Opa den Fisch ins flache Wasser am Ufer. Dann griff

er mit der linken Hand zum Kescher und mit der rechten zog er ihn ins Netz. Der „Der hat gute fünf Pfund“, schätzte er, „Oma wird sich freuen.“ Das Beste: Das Rotaugen, mit dem Opa den Hecht geködert hatte, hatte ich mit meiner kleinen Weidenrute gefangen. Ich strahlte meinen Opa an. Wir waren ein gutes Team.

Abschied von Opa

März 1972. Ein nasskalter, windiger, grauer Sonntag. Wie immer hatte ich mit meinen beiden Brüdern Holger und Nils am Abend vorher erst gebadet und dann die ZDF Hitparade mit Dieter Thomas Heck geschaut. Die musste man sehen. In der 32. Folge sang Juliane Werding „Am Tag, als Conny Kramer starb“. Es war die Zeit, in der es an der Esso-Tankstelle ein tolles Sammelalbum mit bunten Abziehbildern gab. Meistens waren Fische drauf: Hans Hass *Vorstoß in die Tiefe*. Das Album besitze ich noch heute.

Wir waren inzwischen umgezogen und wohnten in Groß Grönau, einem kleinen Dorf im Süden von Lübeck, ebenfalls nahe der Wakenitz gelegen. Statt Kuhkoppel gab's einen Bolzplatz.

Zu Weihnachten hatte ich ein Bonanzarad bekommen. Und mit diesem Bonanzarad – mit Bananensattel und Fuchsschwanz – war ich schon vor Sonnenaufgang unterwegs zu Opa. Zehn Minuten Radtour, dann war ich da. Der erste Angelausflug in diesem Jahr, der Hecht hatte noch Schonzeit. Wie immer hinten raus durch den Garten, über die Koppel, am Feld entlang, über den Graben und durch den Erlenbruchwald. Ich ging voraus, aber als ich mich nach einiger Zeit umdrehte, war Opa ein ganzes Stück hinter mir. Merkwürdig. An der Rotaugenstelle angekommen, fing ich gleich an zu angeln. Inzwischen hatte ich eine kleine Bambusrute, etwa drei Meter lang. Auch Opa machte mit ein paar Griffen seine Stipprute aus Bambus einsatzbereit. Auch nach drei Stunden hatte sich nichts getan. Kein zuppeln, keine Bewegung an der Pose. Wir beschlossen, wieder zurück zu Oma zu gehen. Und wieder quälte sich Opa, wurde immer langsamer. So hatte ich ihn noch nie erlebt.

Oma hatte Eierpfannkuchen gemacht und eingeheizt. Opa setzte sich aufs Sofa, trank seinen Haferschleim, setzte sich seine Brille auf und blätterte in *Der vielseitige Angler* von Max Pieper.

Nach dem Mittagessen packte ich meine Sachen zusammen und rauschte mit meinem Bonanza Fahrrad davon Richtung Groß Grönau.

Der nächste Morgen. Normalerweise drückte meine Mutter immer mehrmals den Lichtschalter zum Kellerabgang, um mir zu signalisieren: Frühstück ist fertig. Das gab dann immer ein merkwürdiges Surren bei mir im Kellerzimmer.

Diesmal aber kam sie persönlich runter, öffnete die Tür, stand wortlos neben meinem Bett und schaute mich mit ernster Mine an. Dann, nach ein paar Sekunden des Schweigens, sagte sie: „Opa ist tot.“ – Nein, das konnte nicht sein. Ich war doch gestern noch mit ihm unterwegs gewesen ...

Opas Tod traf mich tief. Später erzählten mir meine Eltern, dass er Krebs hatte.

Unheilbar. Vielleicht spürte er, dass seine Zeit zu Ende geht. Nur reden konnte oder wollte er nicht darüber. Aber diese eine, letzte Angeltour mit seinem Enkel Heinz, die wollte er sich nicht nehmen lassen. Ich denke oft an diesen grauen, nassen und kalten Märztag zurück. Gut, dass wir losgegangen waren! Opas Angelbuch und die alte Nottingham-Rolle besitze ich noch heute.

Mit Handangel und Krabben – Ferien in Travemünde

Mein anderer Opa Bruno, der Vater von meinem Papa Harald, hatte mit Angeln gar nichts am Hut. Nach dem Tod von Oma Erna zog er zu seiner neuen Freundin nach Travemünde, zu Tante Grete. Die durfte ich in den Sommerferien immer für ein, zwei Wochen besuchen. Das war eine tolle Zeit. 1974. Deutschland war gerade Fußball Weltmeister geworden.

Auch in Travemünde hatte ich natürlich immer eine Angel dabei, eine kleine Handangel. Etwa 30 Meter Angelsehne, aufgewickelt auf einen 20 Zentimeter langen Schnuraufwickler aus Plastik, ein Stück Blei, Karabiner mit Tönchenwirbel und einen Buttthaken. Denn Butt wollte ich fangen. Auf dem Weg zum Hafen nahm ich die Abkürzung über den Friedhof und landete so genau vor dem Fischgeschäft. Hier holte ich mir eine Tüte Krabben, von denen ich die Hälfte zwischen Kurgartenstraße und Vorderreihe verschlang.

Um an das fleischige Schwanzende der Krabben zu gelangen, brauchte es eine ganz besondere Pulstechnik: die Krabbe strecken, in der Hüfte drehen, bis es leicht knackt, anschließend Schwanz und Kopf vorsichtig abziehen. Das war nichts für Grobmotoriker.

Die paar Krabben, die am Ende übrigblieben, dienten mir als Köder für Butt und Aalmutter. Mit Aal hat eine Aalmutter nichts zu tun. Es handelt sich um einen kleinen schleimigen Fisch, der nach innerer Befruchtung lebende Junge zur Welt bringt. Mein Lieblingssteg war gleich neben der kleinen Personenfähre Priwall, die Touristen auf die Halbinsel im Osten von Travemünde brachte. Hier machte ich es mir auf dem Bauch liegend bequem. Das Wasser war fast immer klar und man konnte gut drei, vier Meter bis auf den sandigen Boden sehen. Hin und wieder schwebte eine Qualle vorbei und am Grund sah man Strandkrabben und ab und zu einen Fisch vorbeihuschen.

Ein besonderes Highlight waren die Hochseetouren auf der *Peter 2*, der *Zufriedenheit* oder der *Concordia* auf Dorsch. Ich erinnere mich noch genau an eine Tour mit meinem Freund Claus auf der *Zufriedenheit* bei ziemlich rauer See, Kurs Pelzerhaken. Wir standen am Bug, die Angel im Anschlag und warteten auf das Signal des Kapitäns. Einmal hupen bedeutete: es darf geangelt werden. Das Schiff drehte noch einmal in den Wind und ich bekam eine volle Ladung Salzwasser ab. Meine Hose pitschnass. Egal. Hose ausgezogen und in Unterhose weiter geangelt. Das sah zwar nicht sehr sexy aus, aber es waren ja auch keine Frauen an Bord. Schönheitspreise werden beim Dorschangeln ohnehin nicht vergeben.

Wir angelten mit Pilker. Das ist ein silbriges Eisenstück, 100 Gramm schwer, 15 Zentimeter lang, mit einem Drilling am Ende. Der Pilker wird runtergelassen, bis er Bodenkontakt hat, und dann durch Heben und Senken der Angel über den Gewässerboden bewegt. So simuliert man einen taumelnden verletzten oder kranken Fisch. Die Dorsche fielen massenweise darauf rein. Auch ich hatte nach kurzer Zeit einen guten Burschen an der Angel. „Pumpen!“ Schrie der Kapitän, der plötzlich mit dem Gaff in der Hand neben mir stand. Die Rute heben und dann in der Abwärtsbewegung, wenn kein Druck auf der Angel ist, schnell die Schnur einholen. Dann wieder heben und das gleiche Spiel von vorne. Nach einiger Zeit sahen wir den weißen Bauch des Dorsches an der Oberfläche. Noch ein Stück, und dann hing der Ostseeleopard, wie der Dorsch auch genannt wird, am Gaff. Mit einem gekonnten Schwung bugsierte der Kapitän den Fang an Deck. 60 Zentimeter. Gute Speisegröße. Claus machte schnell ein Foto: „Dorsch ohne Hose“ steht auf der Rückseite.

Anglerparadies Norwegen

Wir schwärmten von Norwegen, stellten uns vor, in den Fjorden riesige Lachse und Meerforellen zu angeln. Im Winter 1979 machten wir Nägel mit Köpfen und buchten ein Ferienhaus am Sognefjord. „Sehr gute Angelmöglichkeiten für Seefische und auch Lachs im Fjord.“ Dieser Satz im Katalog war ausschlaggebend für unsere Entscheidung. Weiter unten in der Beschreibung stand noch: E-Herd mit Backofen, Kühlschrank, fließend kaltes Wasser. Was wir zu diesem Zeitpunkt noch nicht wussten: zur Toilette mussten wir fast 100 Meter einmal quer über die Wiese laufen. Dort, an in einem Holzschuppen, war das Plumpsklo. Oder besser gesagt: die Plumpsklos, denn es waren zwei nebeneinander. Ein Doppelklo sozusagen. Und wenn man die richtige Sitzposition hatte, konnte man durch das Herz in der Tür einen Blick auf den Fjord werfen.

Für den Norwegen-Trip kaufte ich für 300 D-Mark einen gebrauchten VW Käfer. Anfang August ging es los. Wir waren fünf Jungs. Claus, Kieker, Vize, Marcus und ich. Als Glücksbringer hatte ich Opas Prinz-Heinrich-Mütze dabei.

Zuerst ging's nach Schweden, Freunde besuchen, dann über Oslo immer nordwärts Richtung Sognefjord. Und immer die Super 8 Filmkamera im Anschlag. Seit meine Eltern mir zur Konfirmation eine Schmalfilmkamera geschenkt hatten, lies mich die Filmerei nicht mehr los. Zu jeder passenden und unpassenden Gelegenheit wurde gefilmt. Silvesterparty mit Rosi und Bobby, Crosslauf am Dummerdorfer Ufer an der Trave, Urlaub auf Sylt oder Stichlinge beim Nestbau in einem kleinen Bach bei Absalonshorst. Ich kam mir ein bisschen vor wie Heinz Sielmann. Alles wurde anschließend selbst geschnitten und ordnungsgemäß archiviert. Der Norwegenfilm sollte mein erster Angelfilm werden.

Unser Ziel war das Dorf Finden am Finnafjord, einem kleinen Nebenarm des Sognefjords, dem mit 200 Kilometern längsten und mit 1300 Metern tiefsten Fjord Europas. Nach Finden kam man nur mit dem Boot.

Die drei Wochen in unserem weißen Holzhaus liefen immer nach dem gleichen Schema ab: lange schlafen, ausgiebiges Frühstück, raus zum Angeln und am Abend Skat. Abwechslung brachte eine kleine Fähre, die dreimal in der Woche am Anleger fest machte. Dann ging es zum Einkaufen nach Vik.

Wir ruderten kreuz und quer über den Fjord, angelten in Tiefen zwischen 80 und 100 Metern. Die Landschaft war überwältigend. Die Wolken hingen manchmal nur hundert Meter über dem Fjord und es gab Stellen, wo immer Schatten war. Dort lag sogar auch im Sommer noch Schnee.

Wir fingen unglaublich viele Fische: Dorsch, Schellfisch, Rotbarsch, Makrelen und sogar Tintenfische. Marcus hatte auch einmal einen großen Heilbutt dran, der sich dann kurz vor dem Boot wieder verabschiedete. So ist Angeln.

Eines Tages, wir waren mal wieder mit dem Boot unterwegs, sah ich in etwa 50 Meter Entfernung einen silbrigen Fisch aus dem Wasser springen. Sofort warf ich meinen 80-Gramm-Pilker und kurbelte schnell ein. Biss!

Es musste ein Fisch sein, der an der Oberfläche jagte, nicht besonders groß, aber als er neben dem Boot auftauchte, war ich doch überrascht: meine erste Meerforelle. Ein wunderschönes Tier!

Dieser Angelurlaub in Norwegen hat mich geprägt. Drei Wochen mit Freunden im Ferienhaus, viel getrunken, viel geraucht – und viel gefangen. Und der VW Käfer und Opas Prinz-Heinrich-Mütze hatten die Fahrt auch gut überstanden.

Kapitel 2

Vom Hansa-Reporter zum NDR-Angler

Irgendwie habe ich mich im Leben immer durchgeangelt. In der Schule, beim Studium oder später im Berufsleben. Hauptsache irgendwie das Ziel erreichen. Nicht immer auf direktem Weg. Manchmal über holprige Umwege. Wie ein Aal, der auf seinem 5000 Kilometer langen Weg von den norddeutschen Seen und Flüssen zurück in die geheimnisvollen Tiefen der Sargassosee auch schon mal eine Strecke über Land wandern muss.

Im Sommer 1992 wurde allerdings ich geangelt. Vom NDR bekam ich das Angebot, in die Sportredaktion in Schwerin einzutreten. Ich sagte sofort zu. Die Aussicht dort, in Mecklenburg-Vorpommern, als Sportjournalist beim Fernsehen zu arbeiten, betrachtete ich als Glücksfall, denn hier gab es ja nicht nur jede Menge Spitzensportler, sondern auch fantastische Angelreviere. „Meckpomm“ –

Deutschlands Angelland Nummer eins.

Als Bundesligareporter beim FC Hansa Rostock verband ich das Schöne mit dem Angenehmen und ging mit den Profis – angeln!

Mit Hansa-Profis Christian Beeck war ich zum Stippen an der Warnow, Nationalspieler Christian Rahn überredete ich am Rostocker Stadthafen zum Heringsangeln und Trainer Andreas Zachhuber glänzte mit sauberer Technik beim Brandungsangeln am Strand von Kühlungsborn. Das waren gute Gelegenheiten, um mit den Profis abseits des hektischen Bundesligaalltags ganz entspannt über Siege oder Niederlagen oder sonstige Dinge zu plaudern. Während eines Trainingslagers in Österreich gelang es mir, die sechs schwedischen Hansaspieler mit Angelrute auszustaffieren und für eine Filmaufnahme an einen Forellenbach zu schleusen. Sechs durchtrainierte, angelnde Schweden an einem wilden Gebirgsbach waren wirklich ein tolles Bild. Spätestens, als ich auch noch ein Alphorn anschleppte, um ihr Lungenvolumen zu testen, hielt mich Trainer Armin Veh für vollkommen bekloppt.

Im Januar 1993 hatte ich Trainer Horst Hrubesch vorm Mikrofon, HSV-Legende, Kopfballungeheuer: „Manni Flanke, ich Kopf, Tor!“ Kein Dressman im Ferrari wie Günter Netzer, eher ein rustikaler Kumpeltyp, der in seiner Freizeit mit Parka und Schlapphut am Angelteich sitzt. Horst Hrubesch ist Verfasser eines legendären Angelbuchs: *Dorschangeln vom Boot und an den Küsten*, erschienen 1980 im Paul Parey Verlag und mittlerweile so selten, dass man dafür bis zu 100 Euro berappen muss. Ich spekulierte darauf, mit ihm die guten Tipps aus seinem Buch auf einer Kuttertour in die Tat umzusetzen. Leider ereilte Horst Hrubesch das Schicksal so vieler Hansa-Trainer. Bereits nach einem halben Jahr durfte er wieder gehen. Schade! Aber vielleicht holen wir die Angeltour ja irgendwann nach.

Versteckspiel mit Meeräschen: Peter und die dicke Lippe

Das Regionalmagazin des NDR in Mecklenburg-Vorpommern ist seit Jahren das erfolgreichste Landesprogramm in Deutschlands Fernsehlandschaft. Im Laufe der Jahre drehte ich immer mal wieder kürzere Reportagen zum Thema Angeln.

An eine erinnere ich mich besonders gut. Mir war ein Foto in der Ostseezeitung aufgefallen: Ein Angler mit Rauschebart, stolz eine große Meeräsche präsentierend: Peter Rinow, Mecklenburgs Antwort auf Billy Gibbons von ZZ Top. Ein Angel-Original.

Ich verabredete mich mit Peter Anfang Juli im Warnemünder Yachthafen. Mit Tarnanzug und Basecap sah er aus, als hätte er den Goldrausch am Klondike noch selbst miterlebt. Aber was ihn antreibt, ist das Meeräschen-Fieber. In Anglerkreisen gilt dieser Fisch als weitgehend unfangbar. Für die Erfolgsquote lieber eine Kuttertour auf Dorsch buchen! Wer Meeräschen fangen will, benötigt schon sehr feines Gerät, eine spezielle Angelschnur, äußerst scharfe Haken, die richtige Futtermischung, eine spezielle Sonnenbrille. Und sehr viel Geduld.

Peter setzte seine Polbrille auf, die die Reflexionen auf der Wasseroberfläche herausfiltert. „Da sind sie“, murmelte er durch seinen Rauschebart. Und tatsächlich. Drei stattliche Exemplare der silbrigen Sommergäste knabberten kurz unter der Wasseroberfläche Algen von den Steinen. Jetzt hatten wir sie im Visier.

Meeräschen leben in Schwärmen und lieben warmes Wasser. In den Mittelmeerlandern steigen sie die Flussläufe oft mehrere Kilometer hoch. Bei uns im Norden kommen sie als Sommergäste überwiegend in Küstennähe vor. Sie ernähren sich von Muscheln, kleinen Meerestieren und Algen. Und sie sind sehr misstrauisch. Es gibt zwei Arten von Meeräschen, dicklippige und die dünnlippige. Wir hatten es auf die „Dicklippen“ abgesehen, die bis zu einem Meter lang werden. Um sie zu überlisten, müssen sie erst mal angelockt werden. Die Futtermischung: Ein wie Paniermehl aussehendes grünliches Lockpulver, dessen genaue Zusammensetzung uns Peter nicht verraten wollte. Es roch nach Marzipan. Vermischt mit Warnemünder Hafenwasser ergab das Pulver eine grün-braune Masse.

Daraus formten wir mehrere etwa tennisballgroße Klumpen, die Peter mit der Eleganz eines Bocciaspielers in die Mitte des Yachthafenbeckens schleuderte. Plumps! Beim Sinken bröselten die Kugeln langsam auseinander.

Nun mussten wir nur noch darauf warten, dass sich die Meeräschen zur Henkersmahlzeit verleiten ließen. Dazu platzierten wir unseren Köder an freier Leine. Wir benutzten eine etwa drei Meter lange, leichte Rute mit kleiner Stationärrolle. Keine Pose, kein Blei und keine Karabiner. Unsere Schnur mit einer Stärke von 0,20 Millimeter war laut Herstellerangabe nahezu unsichtbar – Hauptsache, die Fische wissen das auch. Das wichtigste Utensil: ein Minihaken, Größe 16. Daran befestigten wir etwas von dem grünlichen Teig.

Die Meeräschen schnappen zu, wenn der Köder zu Boden sinkt. Und dabei erwischen sie – so die Theorie – mitunter auch das Häppchen mit dem Häkchen.

Aber man sollte auf jeden Fall einen Grundsatz beherzigen, der für fast alle Angelarten gilt: Fische, die man sieht, fängt man nicht, denn die Fische können einen auch sehen. Also gilt: Ganz klein machen, hinkauern, hinter einem Poller verstecken oder sich am besten ganz flach wie eine Flunder auf den Boden legen. Ich ging neben einem großen Poller in Kauerstellung. 24 Grad im Schatten. Vom anderen Ufer des Stroms wehte der Geruch von Backfischbrötchen zu uns rüber, eine Jugendgruppe vom Warnemünder Yachtclub kehrte von einer Trainingsfahrt in den Hafen zurück.

Nach zehn Minuten begannen meine Knie zu schmerzen, vom stechenden Ziehen in der Hüftgegend ganz zu schweigen. Also wälzte ich mich auf den Bauch, die Angelrute in der rechten Hand, den Blick immer starr auf die Futterstelle gerichtet, neben der mein Köder platziert war. Ich musste hin und wieder mit den Augen plinkern, sonst wäre mir eine Kontaktlinse rausgefallen. Peter hockt fünfzig Meter weiter an der Kaikante und sah mit seiner Polbrille einfach cool aus.

Nach einiger Zeit steuerte tatsächlich ein Trupp Meeräschen auf die Futterstelle zu. Es wurde ernst. Ich spürte meinen Pulsschlag, presste mich ganz flach auf den Boden und versuchte, nicht zu atmen und möglichst regungslos zu verharren. In diesem Moment steuerte eine Blondine mit Dackel auf mich zu. „Ist irgendwas? Kann ich helfen?“ Ich schüttelte hektisch den Kopf.

Fünf Minuten später, ich war kurz vorm Einnicken, riss mich das Signal der Schwedenfähre aus allen Anglerträumen. Aber ich erkannte drei große Meeräschen ganz nah an meinem Köder. Hatten sie den Haken genommen? Ich beobachtete angestrengt meine Schnur, die in einem Bogen schlaff von der Ruten spitze Richtung Wasseroberfläche taumelte. Plötzlich bewegte sie sich, wurde straff. Mit einem entschlossenen Anhieb riss ich die Rute hoch: Der Fisch hing! Ich sprang auf und versuchte, ihn durch das Hafenbecken zu dirigieren. Eine kräftige Flucht nach links, dann wieder nach rechts Richtung Poller. Dann verschwand er unter dem Steg. Wenn er sich jetzt um den Poller wickelte, war es aus. Einige Touristen blieben stehen und auch die Blondine mit Dackel war wieder da. Peter angelte stoisch weiter.

Ein Angler rief vom anderen Ufer: „Stramm halten!“ Im gleichen Moment gab es ein Geräusch wie von einer Peitsche: Zing, Peng! Peter, der inzwischen mit Keschel neben mir Position bezogen hatte, klopfte mir auf die Schulter: „Das ist mir auch schon passiert. Kopf hoch, Heinz!“

Ein schwacher Trost. Ich hatte sie dran, war auf Tuchfühlung mit einer leibhaftigen Meeräsche gewesen! Es war später Nachmittag geworden, wir packten unsere Sachen, warfen das restliche Lockfutter ins Hafenbecken und wandten uns zum Gehen. Da tauchten sie wieder auf, ein ganzer Schwarm. „Ihr könnt mich mal“, murmelte Peter und zottelte mit seinem Angelgerät zu seinem bunt bemalten VW-Bus. Es gibt Tage, da ist auch der Meeräschenpapst mit seinem Latein am Ende.

Horst Hennings Expertentipp:

Plätze und Aktivitätszeiten der Äschen herausfinden – ihre Schuppen blitzen auf und verraten Sie. Polbrille benutzen, damit erkennt man die Fische besser. Dünne Schnüre nehmen (0,20er Vorfach / 0,25er Hauptschnur), als Wurfgewicht Wasserkugel (Spirolino) verwenden.

Aus der Deckung werfen! Keine schnellen Bewegungen, das verschreckt die Fische. Mit Brot an der Oberfläche anfüttern (aber nicht, wenn Möwen da sind). Brot grün färben, damit es den Möwen nicht auffällt. Beim Angeln mit Kunstködern wie Fliege einen harten Anhieb sofort setzen; wenn Äschen was merken, lassen sie sofort los (Raspelmaul).

Als Köder grün gefärbten Brotteig, um Algen zu imitieren, oder kleine grüne Fliegen/Streamer einsetzen.

Rute raus nach Mitternacht!

Immer mehr kristallisierte sich die Idee einer eigenen Angelsendung heraus. Das Kind musste einen Namen haben. Einen, der sich sofort einprägt. Der neugierig macht. *Auf los geht's los, Dalli Dalli, Der goldene Schuss* – so hießen Fernsehsendungen, mit denen ich groß geworden war. Und da stand der Satz im Raum: „Rute raus, der Spaß beginnt!“ Meinem Kollegen im Landesfunkhaus des NDR in Schwerin Andreas fiel fast die Kaffeetasse aus der Hand, als ich ihn aussprach. Auch alle anderen schüttelten nur den Kopf. „Was hat der Galling da gerade gesagt, ‚Rute raus, der Spaß beginnt‘? Nein, das geht gar nicht.“ – Doch! Genau so stand es ein paar Wochen später in der Programmzeitschrift: *Rute raus, der Spaß beginnt! Fischalarm in Mecklenburg-Vorpommern.*

6. Dezember 2007. NDR Fernsehen. 1.17 Uhr! Die Geburtsstunde einer ganz besonderen Angelsendung. Die Erstausgabe von *Rute raus*. Die Einschaltquote lag bei 9,8 %, bundesweit verfolgten gut 130.000 Zuschauer die Sendung. Hatten sie hinter dem Titel vielleicht etwas anderes vermutet und waren dann irgendwann eingeschlafen? Es bleibt ein Rätsel.

Die Rahmenhandlung dieses 45-Minüters: Eine Bootsangeltour vor Rügen.

Thema: Hechtangeln. Ich moderierte gemeinsam mit meinem Kollegen Andreas. Ältere Angelbeiträge aus dem Nordmagazin, wurden ein bisschen aufgehübscht und als Beifang präsentiert. Wie Opa Richard immer sagte: So aus der Lameng heraus.

Das Ergebnis war ein buntes Potpourri verschiedener Angelgeschichten, und zwischendurch Heinz und Andreas in lustigen Aktionen. Das klappte auch deshalb sehr gut, weil Andreas nicht die geringste Ahnung vom Angeln hatte. In dieser Sendung fingen wir wieder mal keinen einzigen Fisch. Aber es war der Beginn einer eigentlich unfassbaren Erfolgsgeschichte ...

Kapitel 3

Die erste Angelserie im deutschen Fernsehen

Ich konnte es kaum fassen, aber ich bekam grünes Licht aus Hamburg für vier Folgen à 30 Minuten, Sendestart Mitte Juni. Auch wenn du keine Chance hast, nutze sie! Vielleicht ließ sich ein schöner Quotenfisch fangen, wenn man es so anging: Vier unterschiedliche Angelreviere – einen See, einen naturbelassenen Fluss, einen breiten Strom, ein Stück wilder Ostseeküste – und möglichst unterschiedliche Angeltechniken – Watangeln, Brandungsangeln, Spinnfischen und Ansitzangeln – ins Bild setzen!

Was den See betraf: Von meinem Wohnzimmerfenster blicke ich direkt auf den Schweriner See, den viertgrößten See Deutschlands. Hier gibt es „Barschberge“. Das sind Untiefen mitten im See. Eine flache Stelle, ein Berg unter Wasser, oft mit Wasserpflanzen bewachsen, zwischen denen sich Kleinfische wie Rotaugen oder Stinte aufhalten. Die wiederum stehen auf dem Speiseplan der kapitalen Barsche, die in größeren Trupps von bis zu hundert Exemplaren ihre Beute vor sich her treiben. Die Berge sind also wahre Fischmagneten und bei Anglern wohlbekannt, was sich darin zeigt, dass sie Namen wie *Goldburg*, *Tonnenberg* oder *Großer Stein* tragen.

Der naturbelassene Fluss konnte nur einen Namen haben: Wakenitz. Hier war ich schon mit Opa unterwegs gewesen, hier hatte ich meinen ersten Fisch gefangen. Geheimwege am Ufer, Geräusche, Gerüche, selbst der Geschmack des Flusses waren mir von Kindertagen her vertraut. In diesem Urwaldfluss, dem „Amazonas des Nordens“, wie die Wakenitz in einer *Geo*-Sonderausgabe genannt wird, kann man Welse fangen, die es hier noch in einer guten Größe gibt.

Der Elbstrom, dessen Wasserqualität sich seit der Wende enorm verbessert hat, war ebenfalls gesetzt. Zu DDR-Zeiten war die Elbe gerade im Oberlauf nurmehr eine übelriechende Brühe. Die Belastung mit Schwermetallen lag weit über den Grenzwerten für Trinkwasser. Baden verboten! Fische fangen und essen – igitt! Der Chemiemüll aus den Kombinat – eine Giftspritze mitten ins Herz einer der schönsten Flusslandschaften Europas. Naturschutz – ein Fremdwort. „Chemie gibt Brot - Wohlstand – Schönheit!“ Mit dieser Parole wollten die Genossen von den Nebenwirkungen der Chemiewerke ablenken. „Leuna, Coswig, Bitterfeld, wo der Dreck vom Himmel fällt ...“ Das Aus für die Giftschleudern war für den Strom der Einheit wie eine Frischzellenkur. Heute fühlen sich zwischen Riesengebirge und Nordseemündung wieder rund 80 Fischarten wohl, darunter Lachs, Meerforelle, Barbe, Stint und Schnäpel. Die Elbe ist, was die Fischarten betrifft, sogar die Nummer 1 in Europa.

Und an Mecklenburgs Ostseeküste findet man noch wilde, naturbelassene Strände, an denen man Meerforellen, den „Fisch der tausend Würfe“, wie die Meerforelle unter Anglern auch genannt wird, fangen kann (nicht zu verwechseln

mit den Meeräschen, von denen ich einstweilen die Nase voll hatte...).

Jetzt kommt Horst: Wie man Meerforellen fängt – oder auch nicht

Horst Hennings war mein Mann dafür. 37-maliger Deutscher Meister, Vizeweltmeister im Brandungsangeln, in der Anglerszene eine Legende. Unsere erste Begegnung vor laufender Kamera fing so an: „Moin, Moin, ich bin Heinz Galling. Bei Anglern duzt man sich doch, richtig?“ „Ja, natürlich!“ „Dann sag ich Heinz zu dir.“ Horst reagierte souverän, die Herzlichkeit, das Funkeln in seinen Augen nahm mich sofort für ihn ein.

Wir schlängelten uns auf einem Weg durch ein Waldstück, an einem Bach entlang Richtung Ostsee, um uns herum ein Teppich aus Buschwindröschen. Schon von Weitem vernahm man das Rauschen der Brandung. Die Temperaturen waren recht mild, 13 Grad. Eine Eisentreppe führte runter an den Strand. Es war kurz vor zwölf, keine anderen Angler weit und breit. Der Geruch von Salzwasser und Seetang in der Luft. Ein Trupp Möwen drehte kreischend seine Runden über dem Steilufer. Auf dem Strand Findlinge und entwurzelte Bäume, die bei der letzten Wintersturmflut unterspült worden waren. So stellt man sich die Küste einer einsamen Insel vor ...

„Traumhaft“, meinte auch Horst. „Leicht auflandiger Wind, Steine, helle Flecken. Da müsste eigentlich was gehen.“ Horst Hennings tat das, was er immer macht, wenn er an einen Angelplatz kommt: Er las das Gewässer. „Meerforellenangeln ist eine Fleißgeschichte. Du musst zur richtigen Zeit am richtigen Fleck sein und natürlich an deinen Köder glauben. Aber wenn die Meerforellen rauben, kannst du auch einen rostigen Löffel durch das Wasser ziehen.“

Und genauso machten wir das. Stundenlang kurbelten wir den Köder unseres Vertrauens durch das Ostseewasser, bis zur „blauen Stunde“. Der Zeitraum zwischen Sonnenuntergang und Dunkelheit ist eigentlich die beste Zeit, um Meerforellen zu fangen. Eigentlich ... Doch an diesem herrlichen Frühlingsabend wollte auch nach dem dreihundertfünfundachtzigsten Wurf kein Fisch beißen. Die Meerforelle wurde mal wieder ihrem Ruf gerecht. Egal. Wir waren auch ohne Fisch gut drauf: „Ist dir aufgefallen, wie wunderbar leer man im Kopf ist? Du denkst an nichts. Konzentrierst dich nur auf das Angeln, bist von allen Alltagsorgen befreit. Und dann diese Spannung. Jeden Augenblick *könnte* es ja klingeln.“ Horst hatte es auf den Punkt gebracht. Angeln ist nämlich wie Medizin. Entspannung und positive Anspannung im Wechsel. Die spannendste Langeweile!

Horst Hennings Expertentipp:

Mit Blinker auf Meerforelle

Zum Blinkern auf Meerforelle suche ich nach strukturreichen Strandabschnitten mit großen Steinen, Blasentank, und Seegras.

Ich achte immer auf Wasservögel, die nach Nahrung tauchen.

Bevor ich ins Wasser wate, fische ich den ufernahen Bereich ab.

Dabei setze ich leichte Küstenwobbler ein, die sich im flachen Uferbereich schön langsam führen lassen. Wenn ich sofort ins Wasser waten würde, dann würde ich die Fische, die sehr nah am Ufer sind, verscheuchen.

Gerne schalte ich zusätzlich noch eine Springerfliege vor.

Für weite Würfe benutze ich lange, schmale Blinker, die Tobiasfische imitieren.

Mit 20-30 Gramm entscheide ich mich für relativ schwere Modelle. Beim

Einkurbeln der Köder variere ich die Einholgeschwindigkeit und stoppe zwischendurch auch mal ab, um den Blinker etwas herabtaumeln zu lassen. Ich behalte das Wasser genau im Auge und achte immer auf Nachläufer.

Meine Geräte bestehen aus einer 3 Meter langen Spinnrute mit 20-60 Gramm Wurfgewicht und einer soliden, salzwasserfesten Stationärrolle.

Darauf befindet sich eine 8 Kilo tragende geflochtene Hauptschnur, an die ich ein ca. 1 Meter langes Fluorocarbonvorfach mit 0,35 Millimeter knote.

Ein paar Wochen später traf ich Horst auf Rügen wieder. Wir hatten ja schließlich noch eine Meerforellen-Rechnung offen. Diesmal waren wir mit seinem Freund Sven, einem Dachdecker aus Flensburg, unterwegs. Der hat sein Boot in der Lachssaison immer in Schaprode liegen. Von Mitte Dezember bis Ende April bricht hier regelmäßig das Lachsfieber aus. Schon früh um sechs Uhr stachen wir in See. Klarer Himmel, kaum Wind. Perfekte Bedingungen für das Schleppangeln. Nach einer Stunde legten wir die Angeln aus. Wir waren drei Angler. Also durften wir neun Ruten im Einsatz haben. Sven hatte in dieser Saison schon viele Lachse über einen Meter gefangen. Und auch Meerforellen gehen vor der Küste beim Schleppangeln immer wieder an den Haken.

Die ersten Fische, die sich unsere Köder schnappten, waren allerdings Hornhechte. „Diese Alulatten mit den grünen Gräten kommen mir nicht an Bord!“ Mit Hornhechten wollte Sven nichts zu tun haben. Eigentlich schade, denn der „Ostsee-Marlin“ ist ein sehr leckerer, interessanter Fisch. Wie man ohne Haken (!) Hornhechte angelt und was es mit den grünen Gräten auf sich hat, erkläre ich später.

Schleppangeln kann sehr zäh und eintönig sein. Wenn die Angeln erst mal ausgelegt sind, tuckert man im Spaziergängertempo kreuz und quer übers Meer und hat erst mal nicht viel zu tun. Bei uns tat sich zwei Stunden lang rein gar nichts. Wir dösten so vor uns hin.

Surrrrrrr! Plötzlich waren alle hellwach. Dieses Geräusch der Bremse an der Multirolle, wenn plötzlich Schnur abgezogen wird, ist der Weckruf aller Schleppangler.

„Heinz, schnapp dir die Rute!“ Hektik an Bord. Ich stolpere über das Deck, greife die Angel und versuche zu kurbeln. Vergebens. In Sekundenschnelle hatte der Fisch einhundert Meter Schnur von der Rolle gezogen. Und er kämpfte weiter. 137 Meter. Die Anzeige auf der Rolle lügt nicht. Noch hatte ich Reserven, 400

Meter Schnur waren insgesamt auf der Rolle. Sven drehte die Bremse etwas fester. Teamwork. Nützte auch nichts. 140 Meter. Das musste ein Riesenlachs sein. „Das ist normal. Ich kenne die Burschen.“ Sven hielt das Boot auf Kurs und fieberte mit mir, ich spürte aber keinen Widerstand mehr. Schwamm mir der Lachs entgegen? Auch das kommt vor. Nein, er war weg, ein Aussteiger. Horst tröstete mich: „Da kannst du gar nichts machen. Auf der Schnur ist so ein enormer Druck. Wenn der Haken nicht richtig sitzt, hast du keine Chance.“ Eine halbe Stunde später wieder ein Biss. Nicht so kräftig, aber auch ein guter Fisch. Das erkennt Sven schon am Surren der Bremse und an der Biegung der Rute. Und tatsächlich: Nach kurzem Drill zeigte sich eine Meerforelle hinter dem Heck. Eine Meerforelle? Jaaaa!!! Ausgerechnet als wir die Angeltour schon beenden wollen, fangen wir den Fisch, auf den wir so lange gewartet haben. Besser hätte der Tag nicht enden können. Horst blieb sachlich: „Als Speisefisch wesentlich leckerer als ein Lachs.“ Trockener hätte man den Fang nicht kommentieren können.

Es war Prachtexemplar, 70 Zentimeter lang. Die leicht eingekerbte Schwanzflosse war eigentlich ein Merkmal für einen Lachs – aber egal, auch der hätte das Mindestmaß um zwei Zentimeter überschritten.

Mit den Mindestmaßen ist das ja so eine Sache. Ein paar Kilometer weiter Richtung Westen in Schleswig-Holstein müssen die Meerforellen nur 40 Zentimeter statt 45 lang sein. Fischereirecht ist Landesrecht. Verrückt! Ich finde, dass es länderübergreifende Regelungen geben sollte. Eine Meerforelle von 40 Zentimetern hat mit großer Wahrscheinlichkeit noch nie an einer Laichwanderung teilgenommen. Und diese Chance sollte jeder Fisch einmal haben.

Meerforellen haben mich schon immer fasziniert. Es sind Fische, die nach der Geburt in einem Kiesbett ihre Kindheit und Jugend im Süßwasser verbringen. Nach etwa zwei bis drei Jahren wandern sie ins Meer, sind dann etwa zwanzig Zentimeter lang. Im Salzwasser nehmen sie ihre typische silberblanke Färbung an. Als Grönländer bezeichnet man junge Meerforellen, die ihre ersten Jahre im Meer verbringen und noch nicht an einer Laichwanderung zurück zum Ort ihrer Geburt teilgenommen haben. Es kann vorkommen, dass Meerforellen erst nach vier Jahren mit einer Länge von 60 cm zum ersten Mal den Drang verspüren, sich fortzupflanzen. Dann steigen sie ähnlich wie die Lachse genau in den Fluss wieder ein, aus dem sie als kleine Forelle mal gekommen sind, orientieren sich dabei am Geschmack des Wassers. Die ersten erreichen ihre Laichgebiete Ende Oktober. Dann schließt sich der Kreis. Am Ort ihrer Geburt suchen sie sich einen Partner, um für Nachwuchs zu sorgen. Die Meerforellen-Weibchen schlagen mit ihrer Schwanzflosse bis zu zwei Meter lange Laichgruben in das kiesige Bachbett. Unter den Männchen, den Milchnern, beginnt der Kampf um die mit tausenden Eiern prall gefüllten Meerforellendamen. Dabei fügen sich die Meerforellenmänner sogar Verletzungen zu. Pro Kilogramm Körpergewicht können die Weibchen bis zu

2000 Eier ablegen, die dann sofort von den Männchen befruchtet werden. Unmittelbar danach schaufelt das Weibchen gleich wieder Kieselsteine über die Eier. In diesem mit sauerstoffreichem Wasser durchfluteten Kiesbett verbleiben die etwa 5 Millimeter großen Eier je nach Wassertemperatur bis April. Dann schlüpfen die Jungfische und das abenteuerliche Meerforellenleben beginnt. In Mecklenburg-Vorpommern gab es zu DDR-Zeiten nur zwei kleine Bäche, in denen sich Meerforellen fortgepflanzt haben. Wehre und Staustufen versperrten den Weg zu den Laichgebieten. Durch den Bau von Fischtrepfen und eines umfangreichen Meerforellenbesatzprogramms hat sich der Bestand wieder erheblich verbessert. Heute gibt es etwa 50 Gewässer, in denen die Meerforellen wieder heimisch geworden sind. Sogar Lachse haben mittlerweile den Weg zurück in die Warnow gefunden.

Aale auf der Reeperbahn nachmittags um halb drei

Wenn man schon mal in Hamburg ist, kann man ja auch mal einen Schwenk über die Reeperbahn machen. Mit Rucksack, Rute und Rolle schlenderte ich über die geile Meile. „Kann man hier irgendwo angeln?“ Allein diese Frage war schon absurd. Aber ich dachte mir, fragst du doch mal den breitschultrigen Mann mit Lederweste, der vor einem Tanzlokal die Passanten anlockt. „Na klar, min Jung, da muss du weiter hochgehen und dann die Davidstraße rechts runter Richtung Landungsbrücken.“

Dort wollte ich Aal angeln. An einer Stelle, wo die Fähren an und ablegten. Verrückt? Nein, hier soll tatsächlich einer der besten Plätze für Aale sein, denn immer, wenn eine Fähre ablegt, wird der Boden aufgewühlt und so Nahrung freigespült. In den meisten Gewässern sind Aale überwiegend nachtaktiv, in der Elbe ist das anders. Durch Ebbe und Flut und Schiffsverkehr ist hier ständig Bewegung. Gerade hatte die legendäre Linie 62 nach Finkenwerder festgemacht, nach fünf Minuten der erste Biss. Aber nichts dran. Der Haken blank, der Wurm abgefressen. Das kommt beim Aalangeln häufiger vor. Ich wechselte an die der Kaimauer zugewandte Seite des Docks. Zwischen Barkassen Meyer und Kapitän Prüsse war das Wasser deutlich ruhiger. Wenn ich Aal wäre, würde ich genau hier auf Beute lauern, die von den Imbissbuden regelmäßig ins Wasser fällt. Denken wie ein Fisch!

Ich ließ meinen Köder, einen Tauwurm, direkt vor dem Heck der *Feine Deern* langsam in die Tiefe sinken, hielt die Schnur auf Spannung und beobachtete die Rutenspitze. Nach ein paar Minuten begann sie zu zucken, erst zaghaft, dann immer heftiger. Wenn es ein Aal war, würde er gleich richtig zupacken. Und tatsächlich: Zack! Die Rutenspitze ging nach unten. Anhieb! Ich hatte einen Aal, fast 60 cm lang, am Haken.

Doch Vorsicht, große Aale, gerade die, die hier im Hamburger Hafen geangelt werden, können mit Schadstoffen belastet sein. Untersuchungen des Thünen Instituts belegen, dass die Werte für PCBs (Dioxine) bei vielen Aalen über dem

gesetzlichen Höchstwert für den menschlichen Konsum liegen. Das hat einerseits mit der Lebensweise am Gewässergrund zu tun: Aale sind Allesfresser und nehmen, was sie kriegen können. Andererseits mit dem hohen Fettgehalt des Aals: Schadstoffe lagern sich vor allem im Fettgewebe ab.

Ein weiteres großes Problem: Patient Aal steht auf der Roten Liste und wird als „gefährdete Fischart“ geführt. Diagnose schwierig, denn aus wissenschaftlicher Sicht ist es bis heute nicht möglich, einen Hauptgrund zu benennen, der allein verantwortlich für den starken Rückgang des Aalbestandes ist. Die Zahlen sind alarmierend: Seit den 1970er-Jahren ist die Zahl der Glasaale, die an den europäischen Küsten ankommen, um 95 % zurückgegangen. Im Bereich der Nordsee sogar um 98 % ! Aber woran liegt das? Die Aalexperthen stehen vor einem Rätsel. Forschen seit 2009 intensiv in der Sargassosee, der Wiege der Aale, ein Gebiet so groß wie Mitteleuropa. Noch nie ist es ihnen gelungen, einen laichenden Aal zu beobachten. Es gibt noch zu viele ungelöste Fragen zum Lebenszyklus des Aals. Und gerade das macht diesen Fisch so besonders. Neben der Umweltverschmutzung und Fischerei sind auch Wasserkraftwerke mit ihren Turbinen tödliche Fallen für die schlangenartigen Fische. Auch der illegale Handel mit Glasaalen ist ein großes Problem. In einem Bericht von Interpol ist von bis zu 100 Tonnen Glasaalen die Rede, die jährlich illegal nach Asien exportiert werden. Hier gelten die etwa Streichholz großen Fische als Delikatesse und werden wie Drogen gehandelt.

Es gibt eine regelrechte Aal-Mafia. Im April 2018 wurden von der spanischen Polizei 460 kg Glasaale beschlagnahmt, die in Koffern und Frachtbehältern nach Asien geschmuggelt werden sollten. Marktwert rund 16 Millionen Euro. Wie kann man den Dauerpatienten Aal noch retten? Wenn es nach den Wissenschaftlern geht, wäre ein totales Aalfangverbot, etwa für fünf Jahre, die einzige Therapie. Verbunden mit einer Entschädigung für die Fischer. Was das Hamburger Original „Aale-Dieter“ wohl dazu sagen würde ...?

Angeltechnisch bietet der Hamburger Hafen zahlreiche Überraschungen. Einer der schönsten Angelplätze liegt gleich neben dem über einhundert Jahre alten Dampfschiff Schaarhörn. Von hier aus bietet sich ein herrlicher Blick auf St.Pauli, die Landungsbrücken und die Elbphilharmonie. Auch hier hatte ich Glück und fing von Land aus zwar keinen Aal, aber dicke Brassens und sogar einen Elbutt.

Rutenfieber an der Wakenitz – Stipp, stipp, hurra!

Bei den Dreharbeiten für unsere Sendung habe ich im Laufe der Jahre sehr viele verschiedene Typen vor der Kamera gehabt. An einem komme ich hier nicht vorbei. Und das lag nicht nur an seiner Statur: Danny Hrubesch, Sohn des legendären „Kopfballungeheuers“ Horst Hrubesch. Als er da so lässig auf seiner Sitzkniepe am Wasser hockte, wirkte er wie ein Sumoringer, in sich ruhend. Und auch wenn es so aussieht, als würde er jeden Moment einschlafen, täuscht das.

Danny ist beim Angeln immer hochkonzentriert und perfekt organisiert. Rechts neben ihm mehrere große Eimer, links zwei Dosen mit Maden. Die gepolsterte Kiste, auf der er sitzt, ist auf einem Eisengestänge befestigt. Davor zwei Rutenhalter, ebenfalls aus Eisen. Den Kescher immer griffbereit. Von weitem könnte man denken, ein Schlagzeuger mit Drumset hätte es sich gemütlich gemacht.

Aber es ist nicht nur Danny, der diese kleine Episode so besonders macht. Es ist auch der Ort, an dem ich mich mit ihm getroffen habe: Absalonshorst. Eine kleine, urgemütliche reetgedeckte Fischerkate direkt an der Wakenitz.

Als ich Mitte der 1970er-Jahre morgens um fünf genau hier zum ersten Mal mit meiner Wurfangel unterwegs war, fing ich vor einem weißen Schild, das inmitten von Seerosen im Wasser stand, mehrere Rotfedern: Halt hier Grenze! Das hatte etwas Beängstigendes und Unheimliches. Beim Nachtangeln hörten wir von drüben das Bellen der Schäferhunde an den Hundelaufanlagen. Wenn ich da drüben an Land gehe, dachte ich, werde ich sofort von Grenztruppen überwältigt und verhaftet oder ich trete auf eine Mine, die mich in tausend Stücke reißt. Umso verrückter, dass ich mich ein paar Jahre später tatsächlich dort an Land begab, nachdem sich mein Blinker auf DDR-Gebiet in einem Erlenzweig verfangen hatte. Dabei traf ich auf einen etwas morschen schwarz-rot-gelben Pfahl mit einem gusseisernen DDR-Grenzschild, den ich ohne lange zu überlegen als Souvenir schnell mal abbaute. Ich glaube, die Tat ist mittlerweile verjährt, und die Grenzschilder sind ja sowieso schon lange Geschichte. Gott sei Dank.

Zurück zu Danny. Wir wollten Stippangeln. Die Herausforderung: Ich mit 2,50-Meter-Weidenrute gegen Danny mit Carbonrute, Länge 11,50 Meter. Ich dachte, so eine kurze Rute ist viel handlicher als das schwere Geschütz von Danny und ich wäre ergo viel schneller. Also los. Stipp, stipp, hurra!

Wir angelten mit Maden und Caster (das sind Maden, die sich schon verpuppt haben). Ich startete wie die Feuerwehr und ging nach zehn Minuten mit 4:1 in Führung. Dann aber griff Danny in die Trickkiste. Er steckte einen kleinen Plastikbecher, Polecup genannt, an seine Rutenspitze und platzierte damit eine Lockfuttermischung 11,5 Meter vom Ufer entfernt. Die Fische schwammen alle an seine Futterstelle und ich musste mich am Ende mit 26:10 geschlagen geben. Wie gut Danny auch andere Angeltechniken beherrscht, zeigte er im Februar 2019. Mit dem Deutschen Team wurde er in Südafrika Weltmeister im Brandungsangeln. Der Mann ist mit allen Wassern gewaschen.

Kapitel 4

Nur noch mit Horst

Bleiben die Zuschauerzahlen hinter den Erwartungen zurück, wird aus einem TV-Piloten ganz schnell ein Bruchpilot. Rute rein, der Spaß hört auf? Das durfte nicht sein, ich war es den Millionen Anglern in Deutschland einfach schuldig, dieses Format zum Erfolg zu führen.

Die Lösung: Horst Hennings. Ihn wollte ich als Partner und Experten an meiner Seite haben! Wir verabredeten uns in seinem Haus in Bredstedt, und Horst zeigte mir sein Nordfriesland: Breklum, Struckum, Bordelum; saftige grüne Wiesen, reetgedeckte Bauernhöfe und unzählige kleine Gräben, Sielzüge genannt. Auf den Deichen stemmen sich die Schafe gegen den Wind. Regen peitschte uns ins Gesicht, eine pechscharze Wolkenwand rückte bedrohlich näher. Wir kletterten auf einen hölzernen Aussichtsturm. Am Horizont die raue Nordsee. Ich hatte das Gefühl als könnte jeden Augenblick der Schimmelreiter über den Deich galoppiert kommen. „Ist das nicht herrlich?“ Horst war in seinem Element.

Zu Hause servierte Annegret, seine Frau, im Wintergarten Dorschfilet mit Kartoffelsalat. Ich muss gestehen, dass Fischgerichte in unseren Sendungen nicht annähernd die Qualität hatten wie „Dorschfilet a l'Annegret“. Einfach nur lecker! Zum Nachtisch schmiedeten wir Pläne bei Eis und einen Pott Kaffee, die man bei Horst immer bekommt.

Mit ihm zusammen war mir vor weiteren Angelabenteuern nicht bang.

Fehmarn, ein Angelrevier der Superlative

Auf Fehmarn gibt es alles, was das Anglerherz begehrt. Sandstrände, steinige Küsten, Steilufer, Molen und den Sund. Auch wenn der Wind an der Westküste mit Sturmstärke an den Bäumen rüttelt, findet man auf Fehmarn noch ein fischbares Plätzchen. Über einen schmalen Weg zwischen den Dünen gelangten wir an den Westermarkelsdorfer Strand. Horst hatte sein Leuchtturmwärterlächeln aufgesetzt. „Ich rasiere mich erst wieder, wenn wir eine Meerforelle gefangen haben!“, rief ich im Überschwang. Diesmal, war ich mir sicher, würde es mit dem Fisch der 1000 Würfe klappen. Um es gleich vorwegzunehmen: Seitdem trage ich einen 3-Tage-Bart ...

Es war Anfang Mai, am Nachmittag herrschten Temperaturen um 22 Grad, ein leichter Wind sorgte für etwas Wellengang in Küstennähe. „Welle bringt Forelle“ – Horst hat für jede Situation einen Spruch parat. Dahinter steckt aber fundiertes Wissen: Wenn der Meeresgrund durch die Bewegung des Wassers aufgewühlt wird, werden Krebse und Wattwürmer im Flachwasser freigespült, und eben das lockt Forellen, Schollen und Dorsche an. Ein Küstenangler wirft daher mit der Polbrille zuallererst einen Blick ins Wasser. Ist es leicht trüb, sind die Fangaussichten an besten, denn der Fisch kann dann die Schnur und den Köder nicht so genau erkennen kann, sagen die Meerforellen-Experten.

An diesem Tag schief der Wind ganz ein. Das Wasser wurde glasklar wie in einem Aquarium. Direkt vor mir schwebte eine Ohrenqualle wie zum Hohn in Zeitlupe durch das knietiefe Wasser. Ein paar Meter weiter schoss ein Schwarm Sandaale Richtung Sandbank.

Die Struktur der Ostseeküste folgt einem Muster: Nach einer dunklen Rinne in Ufernähe kommt die erste Sandbank, dann wieder eine Rinne und man landet auf der zweiten Sandbank. Bei Niedrigwasser hat man an solchen Sandbankküsten als Watangler gute Chancen die zweite und manchmal sogar dritte Sandbank zu erreichen. Dann ist man der König in der Brandung und kann praktisch in jede Richtung werfen. Auch ein Wurf zurück Richtung Ufer hat schon so manche Meerforelle gebracht. Und wenn man wie Horst noch einen Findling als Angelpodest findet, kann eigentlich nichts mehr schief gehen.

Für das Watangeln gibt es verschiedene Techniken. Spinnfischen mit einem etwa 20 bis 30 Gramm schweren Blinker ist die gebräuchlichste Methode. Aber auch Fliegenfischen mit leichter Rute und künstlicher Fliege kann Erfolg bringen. Nur ist dies eine sehr anspruchsvolle Technik – „Mückenwedeln“, wie Horst sie nennt – , mit der keine großen Weiten erzielt werden können. Horst hält es lieber mit dem „Fliegenfischen für Arme“: Ein Sbirolino, eine Kombination aus Laufpose und Wurfgewicht, mit der eine künstliche Fliege, die so gut wie gar nichts wiegt, sehr weit hinausgeschleudert werden kann, bis zu einhundert Meter. Eine weitere Methode ist das Angeln mit Naturködern – kleinen Fischfetzen, toten Sandaalen oder Tauwürmern – an einer Posenmontage.

Wir warfen und kurbelten, was das Zeug hielt, zogen die unterschiedlichsten Köder durch das Wasser, verwendeten Meerforellen-Blinker mit klangvollen Namen wie *Toby*, *Spöket*, *Hansen Flash*, *Snaps* und *Möre Silda* und probierten bei den künstlichen Ködern alle Farben aus: Rot-Schwarz mit Kupfer, Gelb-Grün mit goldener Innenseite oder klassisch Blau-Weiß. Diese sollen die Beutetiere der Meerforelle imitieren: Seeringelwürmer, Garnelen, Stichlinge oder Sandaale. Es gibt Sandaalblinker, die vom lebenden Original kaum zu unterscheiden sind. Ganz wichtig beim Spinnfischen ist die Köderführung. Nach dem Auswerfen muss man sofort die Schnur aufnehmen und den Kontakt zum Blinker suchen, damit der Schnurbogen nicht so groß wird. Viele Bisse kommen direkt, sobald der Köder auf die Wasseroberfläche ditscht. Beim Einholen sollte man die Geschwindigkeit variieren, die Rute mal anhaben, die Bewegung mal unterbrechen, sogenannte Spin Stops einlegen. Für Fliegen gilt: Gezupft, gelupft, gestoppt!

Wir angelten eine gute Stunde, ohne dass es auch nur einen Stupser an der Rute gab. Horst stand heroisch auf seinem Findling und peitschte seinen rot-schwarzen Hansen Flash ohne Unterlass weit raus in die Ostsee. Am Horizont fuhr eine Fähre Richtung Dänemark.

Und da rollten sie wie aus dem Nichts auch schon an. Ein paar große Wellen ließen Horst auf seinem Stein bedenklich ins Wanken geraten. Er fing an, mit den Armen zu rudern, konnte sich nicht halten und glitt langsam, aber unaufhaltsam

ins Wasser, nicht ohne noch ein paar Flüche auszustoßen: „So ein Mist!“

In den Abendstunden – Horst hatte inzwischen wieder trockene Klamotten an – fingen wir noch zwei schöne Dorsche in der Brandung. Aber die Meerforellen machten um unsere Köder weiter einen großen Bogen.

Am nächsten Tag versuchten wir es an der Ostküste. Hier ist der Strand steinig, das flache Wasser voller Blasantang und Seegras. Das lieben die Meerforellen. Wir sahen einen Schwarm Mysiden, ein bis zwei Zentimeter große Krebstiere, die zu den Schwebegarnelen gehören. Auch das machte Hoffnung, denn die Mysiden locken Sandaale, die Nahrung der Meerforellen. So die Theorie. In der Praxis sah das wieder mal anders aus. Wir kurbelten uns Blasen an die Finger, probierten alle Köder durch – ohne Erfolg. Aber ohne Fisch wollten wir die Insel nicht verlassen. Also machten wir noch einen Ausflug nach Flügge, wo Hornhechte unterwegs waren – eine sichere Sache.

Ich angelte mit Blinker, Horst mit Fischfetzen – wir hatten uns vom Fischer eine Makrele geholt – an einer Sbirolino Montage. Schon nach wenigen Minuten biss ein Hornhecht an, etwa 60 Zentimeter lang. Danach war aber Funkstille. Horst verstummte zusehends. Aber dann bog sich seine drei Meter lange Meerforellenrute bedenklich. „Das ist kein Hornhecht!“, rief er. Mit seiner langjährigen Erfahrung spürt Horst so was sofort. Und tatsächlich: Im Rückwärtsgang bugsierte er eine große Meerforelle an den Strand. Er hielt sie in die Kamera, dann flutschte sie ihm aus den Händen und verschwand auf Nimmerwiedersehen in der Ostsee.

Also gab es frisch gebratenen Hornhecht, zubereitet auf dem Strandgrill, und als Nachtisch frischen Rhabarberkompott. Den hatte ich selbst gemacht. Wir hockten auf einem Stein, vor uns die Kulisse der Fehmarn-Sund Brücke, auch „Kleiderbügel“ genannt, und waren eigentlich doch ganz zufrieden.

Jetzt erst Hecht! Boddenangeln auf Rügen

Robert Balkow, waschechter Rügauer, war professioneller Angel-Guide. Seit Ende der 1990er-Jahre hat sich dieser Berufszweig rasant entwickelt. Im schwedischen Forshaga kann man an der *Sportsfiske Akademin* sogar eine Ausbildung machen. Als Tourismuszweig ist Angeln auf Deutschlands größter Insel nicht mehr wegzudenken. Der Rapper Marteria ist Dauergast auf Rügen, Fußballprofis wie Miroslav Klose und Zlatan Ibrahimovic gehören zu den Kunden. Letzterer fing im Dezember 2014 einen Riesenhecht, mit dem er es auf die Titelseite der *Ostsee Zeitung* schaffte.

Die Boddengewässer rund um Rügen zählen zu den besten Hechtrevieren weltweit. Als Bodden bezeichnet man flache Küstengewässer mit vielen Buchten, typisch für die südliche Ostsee. Die Wassertiefen liegen hier bei lediglich zwei, drei Metern (Bodden ist niederdeutsch „Boden“). Der Salzgehalt liegt unter 1 %, das heißt in einem Liter Boddenwasser sind weniger als 10 Gramm Salz gelöst. Daher fühlen sich hier auch viele Süßwasserfische wohl, etwa Zander, Barsche,

Rotaugen, Brassen und Hechte.

Ihr Verhalten in den rügensch Boddengewässern ist allerdings speziell. In den meisten Seen und Flüssen sind Hechte Standfische. Eine typische Anglerfrage lautet: „Wo steht der Hecht?“ In großen Seen wie der Müritz oder eben in den Boddengewässern folgen die Hechte jedoch den großen Fischeschwärmen. Aufgrund des großen Nahrungsangebots sind Hechte über einen Meter keine Seltenheit.

Am nächsten Tag fahren wir mit Robert vom Yachthafen in Schaprode mit dem Boot raus Richtung Hiddensee. Wer in den Boddengewässern angelt, muss genau auf die Laichschongebiete achten. In bestimmten Gebieten ist jede Art der Fischerei ganzjährig verboten. Robert kennt sein Revier genau. Und er kennt die Bodden-Hechte. Sein größtes Exemplar war 1,28 Meter lang und wog 16,5 Kilo. An diesem Tag war es sehr windig, das Wasser aufgewühlt und wir hatten ständig Kraut am Haken. Ein kurzer „Anfasser“ – also ein Biss, bei dem der Fisch nur kurz am Haken hängt und sich gleich wieder verabschiedet – mehr war in drei Stunden nicht zu holen. Dann holte Robert einen sehr großen, etwa 30 Zentimeter langen Gummifisch aus seiner prall gefüllten Köderkiste. Ein weiterer Wurf, platsch, Biss! Direkt nach dem Eintauchen des Köders. Robert muss dem Hecht praktisch auf den Kopf geworfen haben. Keine fünf Minuten dauerte der Drill, dann landete der Hecht im großen Bootskescher. Ein Meter und drei Zentimeter.

Watangeln

Wir wollten Watangeln ausprobieren. Das wäre uns am Hafen von Vieregge fast zum Verhängnis geworden. „Bei trübem Wasser immer die Füße ganz vorsichtig über den Boden schieben. Schlurfen!“ Horst wusste wovon er redet.

„Bademeister“ kommen beim Watangeln häufig vor. Angler, die mit Wathose unterwegs sind, sollten niemals alleine angeln und immer eine trockene Garnitur im Auto haben. Sinnvoll ist auch ein Watstock, um den Gewässerboden auf Kuhlen und Kanten abzutasten.

Wir tasteten uns neben der Hafeneinfahrt vom flachen Wasser in Richtung Fahrrinne vor. Auf dem Satellitenbild von *Google* ist deutlich zu erkennen, dass nach einer hellen Sandbank ein dunkler Abschnitt folgt. Das Wasser war an diesem Tag allerdings so trübe, dass wir uns allein auf unseren Tastsinn verlassen mussten. „Passt auf, da geht es gleich steil runter!“ Robert hatte es kaum ausgesprochen, da machte er auch schon den Schwimmer. Schnell streckte ich ihm meine Rute zu und ich ihn langsam ins flachere Wasser zurück. Glück gehabt. Robert trug über der Wathose eine enganliegende, bis zum Hals zugeschnürte Neoprenjacke, die verhinderte, dass Wasser von oben in die Wathose lief und diese zur tödlichen Falle wurde.

Wir wechselten den Angelplatz und fahren nach Vaschvitz an den Rassower

Strom, wo wir noch vorsichtiger Richtung Fahrerinne wateten, ich mit Meerforellen-Blinker. Schon beim dritten Wurf ein mächtiger Ruck an der Rute. Fünfzig Meter vor mir schraubte sich ein schlanker, langer, silberner Fisch aus dem Wasser, ein Hornhecht. Aber was für einer! Nach kurzem Drill konnte ich ihn landen. 78 Zentimeter! Das war der längste Hornhecht, der 2012 in Mecklenburg-Vorpommern gefangen wurde. Ich bekam ein schickes Filetirmesser und eine Urkunde vom Landesanglerverband.

Auf Döbel komm raus

Peter Rinow (der Leser erinnert sich an die „Meeräschen-Pirsch“ im Warnemünder Yachthafen) wollte uns die heißen Ecken an der Warnow zeigen. Sie ist mit 155 Kilometern einer der längsten Flüsse in Mecklenburg-Vorpommern und einer der fischreichsten. Hier leben Meerforellen, Bachforellen, Äschen, Welse – und Döbel. Und die wollten wir haben.

An der Oberwarnow, wo der Fluss flach, schnellfließend und sauerstoffreich ist, begaben wir uns an eine Angelstelle zwischen brusthohen Grasbüscheln. Peter mit Basecap, Sonnenbrille und Tarnanzug, Horst ganz in oliv, ich mit Watjacke, einer alten Bundeswehrrhose und Gummistiefeln.

Döbel sind äußerst misstrauisch. Sie fressen fast alles, aber beißen auf nichts – sagen die, die sich an diesen Fischen schon die Zähne ausgebissen haben. Peter Rinow sagt: „Alles kein Problem, man muss nur ganz vorsichtig sein und viel Geduld haben!“ Wer einen Döbel angeln möchte, sollte vorher einen Abstecher in die Obst- und Gemüseabteilung im Supermarkt machen: Mais, Erbsen, Pflaumen, Weintrauben und Kirschen, vorzugsweise Schattenmorellen, möchte er serviert bekommen, der Gourmet unter den Schuppenträgern. Er lässt sich aber auch mit Kunstködern überlisten, oder mit Fliegen, Wobblern und leichten Spinnern.

„Ich hab einen!“, rief Horst, der etwa fünfzig Meter weiter entfernt am Ufer stand. Ich sprintete mit Kescher los, rutsche direkt vor ihm aus und kullerte in die hier schnell fließende Warnow. Der Fisch nahm Schnur. Horst dirigierte ihn in meine Richtung. Meine Gummistiefel waren vollgelaufen, egal. Kaum im Kescher, hatte der Döbel den kleinen Spinner auch schon wieder abgeschüttelt. „Super, Heinz. Für einen Fisch tust du alles!“ Horst hielt seinen 50 Zentimeter langen Döbel mit knallroten Bauchflossen in die Kamera.

Angel-K.o.

Der Schaalsee ist mit 71 Metern Norddeutschlands tiefste See. Der westliche Teil liegt in Schleswig-Holstein, der östliche in Mecklenburg-Vorpommern. Hier lebt die Edelmaräne, eine Fischart, die noch schwieriger zu fangen ist als Meeräschen – wir versuchten es erst gar nicht. Der Schaalsee gehört zum UNESCO Biosphärenreservat Schaalsee Elbe, in dem entsprechende Gesetze gelten: Jedes Boot ist nummeriert und muss eine Lizenz haben, und es sind nur

Elektromotoren gestattet. In Zarrentin liehen wir uns ein Boot und fingen einige schöne Hechte. Diana Rehboom, die Fischerin vom Schaalsee, servierte uns Hechtfilet mit Kartoffelsalat. Die Kunst beim Filetieren von Hecht ist, auch die Y-Gräten mit einer Fischgrätenpinzette heraus zu zupfen. Diana beherrscht diese Technik.

Im östlichen Schaalsee liegt die Stintenburginsel mit einem großen Herrenhaus. Zu DDR-Zeiten wurden hier Elitetruppen zur Grenzsicherung ausgebildet. Nach der Wende ging das Herrenhaus und die Insel wieder zurück in den Besitz der Familie von Bernsdorff.

Ich hatte mit Johann Hartwig Graf von Bernsdorff, dem Großneffen des Widerstandskämpfers Albrecht Theodor Andreas Graf von Bernstorff, telefoniert. Der gestattete uns in einer kleinen Bucht gleich neben dem Brückenhaus auf Barsch zu angeln. Wir fingen mehrere große Stachelritter bis dreißig Zentimeter und genossen den traumhaften Ausblick auf den hier sehr urwüchsigen Teil des Sees. Ein perfekter Angeltag beim herrlich warmem Frühlingwetter neigte sich dem Ende.

Plötzlich bekam ich einen Schlag an den Kopf, als hätte mir jemand einen Stein an den Dassel geworfen. Mir wurde schwarz vor Augen, sah noch das erschrockene Gesicht von Horst. „Oh, Heinz, das wollte ich aber nicht!“ Horst hatte einen letzten Wurf riskiert und mich mit seinem Spinner ausgeknockt. So ist er, der Horst, ein Angelverrückter, den man in Handschellen vom Gewässer abführen muss. Von allein hört er nicht auf.